

Erzählung von Herm Heiberger.

Nun war er tobt, Kristjan Pegel. Viele Jahre hatte er in der Friederichstraße bei C. P. G. Thomsen, hinten im Waarenlager gearbeitet. Aber nur Nachmittags! Vormittags schlief er, Nachts war er Nachtwächter, und sagte den Einwohnern so höflich guten Abend, wenn sie in der Dunkelheit lustig schwachend oder stolpernd an ihm vorüberzogen, daß man sich ihn gar nicht einem frechen Kuhstörer gegenüber vorstellen konnte.

Und wirklich suchte er auch auf Nachts, Diebe und ähnliches Gesindel stets mit gemüthlich zurebenden Worten zuzusprechen.

Nun aber war er tobt, der brave, redliche genüßliche Kristjan Pegel. Jedermann gönnte ihm um seiner Eigenschaften willen ein gutes Andenken, namentlich aber deshalb, weil er den Geiz seiner Anna, geborene Kriechbier, mit rührender Geduld ertragen hatte.

In einer kleinen Nebengasse besaß er ein kleines, ganz von Wein umzingeltes Häuschen, in dem die Frau von früh bis spät herumbekannte, selbst der Käse, sofern sie dieselbe nicht auf die Wägel in den Nebengassen verließ, mit Wasser verdünnte Milch vorsetzte, und dem ihren Mann Nachts begleitenden treuen Hund die kargsten Bißsen hinwarf.

Und er, der alte Mann, hatte jede Woche seinen Lohn abliefern müssen, und seinen Wächtergehalt holte sie vom Rathhaus, damit er es sich nicht abschneiden ließ von Hungerleidern und belakten Nachtsgefindel.

Als sie ihn nun aber eines Morgens von der Straße, allwo er, von einem Schlaganfall plötzlich betroffen, sein Leben im harten Dienste der Stadt ausgehaucht, nach Hause brachten, da weinte sie erst jammern um ihn und dann erst recht um die Einnahmen, die nun für immer verloren gegangen waren.

Und unerschämmt fand sie es, als ihr die Person, die ihr beim Waschen der Leiche geholfen und dafür eben ihre fünf Groschen in die Tasche gesteckt, beim Fortgehen zurück, sie möge nun dem braven Mann, dem sie im Leben nie etwas gegönnt, wenigstens im Tode einen ordentlichen Sarg und ein ordentliches Sterbehemd gönnen. Sie dürfe ihn ohne ein solches nicht eintragen. Wenn es geschähe, würde sie, die Wittve, im Grabe keine Ruhe finden.

Aber es hatten die Worte doch gewirkt. Die Vorstellung, dormalst jede Nacht, von Angsten und Neue versetzt, über die Kirchhöfe laufen zu müssen und erst um die Zeit des Hütnetrahens wieder Frieden zu finden, ließ sie ein solches Brauen ein, daß sie zu Karf. Er. in die Verheirathungswahl waffelte und ein Stück vom besten Hemdelein einhandelte.

Zwar gebot sie ihm, als er schon rittsch, ratich das von ihr bezeichnete Stück abzufragen, noch einmal in neuhalten und eine dertel Elle weitzgen zu nehmen. Aber es reichte doch, es wurde sogar ein vor ihr genähtes Sterbehemd, das dem Dahingeschiedenen noch über die Füße reichte.

Und am kommenden Vormittag sollte Kristjan Pegel dann noch für die Nachbarn ausgehellt, und am Nachmittags der Sarg zugeschaubt und in die beste Stube, umgeben von Lichtern und bedeckt mit den eingegangenen Kranzen, untergebracht werden. Am dritten Tage früh war die Beerigung angehei.

Aber eben in dieser dem Tode folgenden Nacht kam die Wittve, daß es eine große Versammlung gewesen sei, dem Hemd auch eine volle Rückseite gegeben zu haben. Wenn sie die noch nadträglich herauschnitt, hatte sie vier feine Taschentücher für festliche Gelegenheiten.

Und es ließ ihr auch keine Ruhe! Sie stand auf, drehte den Todten mit ihren sehnigen Armen seitwärts und schmitt aus dem Sterbehemd die ganze Rückenwand heraus.

Und dann wurde Kristjan Pegel ausgehellt, „verschraubt“ und begraben, und einige Tage später dachte schon kein Mensch mehr an den verstorbenen Hüter der Nacht.

Aber dann geschah etwas, wodurch seine Frau an ihn und in einer Weise erinnert wurde, daß sie keine Ruhe bei Tag und keinen Schlaf bei Nacht genöß.

Die Wittve hatte in der Kirche gesehen und sich nach Abingen der Gesangbuchverse ihren Gedanken hingegen. Da aber wurde sie durch das aufgeschreckt, was von der Kanzel herab ertönte. Der alte Pastor Theodor Heinsen sprach über die Auferstehung am jüngsten Gericht und schilderte die Bedeutung des Urtheils, als ob er schon wiederholt dabei gewesen sei.

Petrus aber würde ihnen nachschauen, und — und — — — O, du lieber Himmel!

Mit einem angstvollen Auffchrei, einem Schrei, der die umherstehenden Gemeindeglieder mit wenig christlicher Nachforsch in den Mienen emporschauen ließ, schloß sie ihre sie bedrängenden Gedanken ab und ging wie eine Gefangene aus der Kirche nach Hause.

Und Wochen und Monate hielt die Ueberlegung an, wie das einst droben werden sollte! Ihr, ihr würde nicht nur ihr Mann, sondern das Himmelstollegium die Schande zuschieben, daß Kristjan hinten —

Nun sah sie in einem Freitag Nachmittags dem ehrwürdigen Pastor Theodor Heinsen in seinem Arbeitszimmer gegenüber und hatte eben nach vorausgegangen schweren Kämpfen, ein Gefändniß über die Schandthat an dem Todten abgelegt.

„Hm — hm —“ sprach Pastor Heinsen, den Mund ziehend und den sonst so milden Ausdruck in seinen Zügen verändernd, „und wo, sagen Sie, haben Sie das Stück aus dem Sterbehemd entfernt?“

„Ja, als ich Sie seggt hew, Herr Pastor, De Mügg an dat Achterbeel — de sind weg. — Und meenen Sie nicht —“ fuhr sie zaghaft, in tiefster Bedrückung setz, „da he sit dat en belen stramm treffen kann?“

„Wieso? Wieso? Wieso stramm ziehen —“ warf Heinsen, kurz aufschauend, zerstreut hin.

„Ja, bi de Auferstehung der Todten, Herr Pastor, Dator vertell it Se dat ja —“

„Hj so, ah so! Das Hemd am Auferstehungstage. Nein! Nein! Es wird doch bemerkt, und Verdammiß, Heulen und Jähnelappen wird Ihnen in Folge dessen werden. Der Todte gehörte bereits Gott. Ihm ein Viezel mozzuschneiden, war nicht nur ein fünfbähriger Mangel an Liebe und Pietät an dem Gatten, sondern auch ein Vergehen gegen den Höchsten.“

„Ja, ja, — if seh dat of in —“ schluchzte die Alte in tiefer Zerknirschung. „Wenn it man wuß, wi it de Dode bekmun tunn, denn so tunn it em noch en Hemd mit in de Sarg legen.“

„Nein, nein, auch das ist nichts. Das Vergehen ist nicht wieder gut zu machen.“

„Nein, nein, es reicht auch nicht —“ „Ja, dat rieht wull!“ Wenn he sit Mügg gibt —“

Der Geistliche schüttelte den Kopf. „Es giebt nur eines, was Sie retten kann! Sie müssen sühnen, was Sie gethan — durch ein Opfer, was Sie bringen. Für heilige Kirchengefäße, die uns jüngst entwendet worden sind, fehlt es an Geld.“

„Geld — Geld? — Ah, du lenne Himmel. It weet ja so nich, wie it as Wittve leb'n schall.“

„Es wird sich schon etwas finden, es muß sein.“

„O Gott, o Gott, it armes Menschenkin! Wobeel, wobeel, Herr Pastor? Mehr als ein nües Hemd kosten leiht, kann it nich missen.“

„Fruh, bedenk! Gott sieht in die geheimsten Schubladen, wie viel Ihr habt. Er läßt sich nicht betrügen.“

Zwölf Monate waren seit ihrer Unterterdung vergangen, und nun lag Anna Pegel, geborene Kriechbier, ebenso wie ihr Mann, — der Schöpfer hatte es so gewollt — auf dem Sterbepette. Der Tischler, der alsbald gerufen wurde, um die Länge der Leiche für den Sarg zu messen, fand, als er — allein in der Wohnung — neugierig in die Kammober der Verstorbenen guckte, ein Stück Papier, das „Testament“ überschrieben war und das unter anderem also lautete:

„In die Schublade links befinden sich zwei Sterbehemde. Wenn ich gewaschen thun sein werde, so soll mich Tischler Stummel die beiden anziehen thun. Er soll dafür einen Daler extra haben, daß er das thun thut.“

Der Tischler nickte.

Aber als er am nächsten Vormittag die Verstorbene nach ihren Wünschen bedienen wollte, vorher jedoch die schönen Hemden noch einmal betrachtete, so kam ihm der Gedanke, daß es doch allzu schade sei, so schönes Leinen umgehens in die Gruft zu senken, daß er jedenfalls doch ganz gut die Rückenstücke herausschneiden könne. Die sah Niemand, und seine Frau hatte ein Duzend Taschentücher!

Und wie gedacht, so gethan! Er bettete die Wittve Anna Pegel allerdings mit zwei Hemden, „abers dat Achterbeel, dat fehlte ehr so gud wie ehrens Kristjan för den Dag vunt jüngste Gericht —“

Archäologisch.

Mein erster Patient.

Von C. Chatelain. — Autorisirte Uebersetzung von A. Friedheim.

Im Kollegentreis saßen wir zusammen, plauderten über Diefes und Jenes, und plötzlich hieß es: Doktorchen, gehen Sie mal, wer Ihr erster Patient war, und wie viel derselbe Ihnen eingebracht hat?

„Mein erstes Honorar?“ entgegnete ich und lachte. „Es ist zwar schon eine ganze Reihe von Jahren her, aber es ist mir noch Alles lebhaft in der Erinnerung, und ich will Ihnen gern darüber berichten.“

„Mein erster Patient war Frau Dubi, die Lumpensammlerin des Städtchens, und Allen unter dem Namen „Mutter Dubi“ bekannt. Tag für Tag zog „Mutter Dubi“ mit einem Handtaren durch die Straßen, und wenn sie eine Fuhre voll Lumpen, Knochen und altem Papier zusammen hatte, so verkaufte sie die Ladung an einen Großhändler. Die Alte war hüftelarm, sehr lässlich, und um ihre Höflichkeit noch abzuschrecken zu machen, hatte sie ein Auge verloren und fuhr über der leeren Augenhöhle eine schwarze Klappe. Der Mund war zahnlös, einzelne graue Haare trübten hängen ihr befähig in das gelbe Gesicht, kurz und gut, es war ein altes, entsetzlich Weib.“

Das Alter an und für sich will nichts sagen; ich kenne siebzehnjährige Frauen, die angenehmer anzusehen sind, wie viele junge. Aber die Unordnung! Der Schmutz! Ah, Freunde, es läßt sich nicht beschreiben, wie Mutter Dubi aussah. Sie lebte allein, hatte keine Verwandten. Ihre Wohnung war ein Keller, eine Art Höhle, deren Eingangstür stets ängstlich geschlossen war, denn Mutter Dubi fürchtete die frische Luft, weil sie an Rheumatismus litt. In dem Kellerraum schlief sie, fortzie ihre Lumpen und tochte auf einer Petroleumlampe ihre Maßzeiten. Unglaublicher Dunst benahm Einem den Athem, wenn man in den Keller hinabstieg; vergebens war das Suchen nach einem sauberen Flecken, um den Hut aus der Hand zu legen. Und so im Halbdunkel gesehen, machte die Alte auf ihren Lumpen den Eindruck einer bösen Heze, die den Eingang zu ihrer Höhle bemachte.“

Man konnte sich nichts Vermissheres vorstellen, und doch hieß es in der Nachbarschaft, daß sie reich sei. Seit über vierzig Jahren betrieb sie ihren Lumpenhandel, ohne sich je das Geringste zu gewähren. Schwacher Kaffe, altes Brod und dann und wann etwas verwelktes Gemüse, was Andere nicht mehr wollten, das war ihre Nahrung. In ihrem Strohhad, der seit sie ihn besaß, nicht gelüftet worden, sollte sie, wie es hieß, ein großes Vermögen in Baar und mehrere Sparatrasbücher versteckt haben. Dabei jammerte Mutter Dubi aber immer über das elende Lesein und nahm mit freudigem Grinsen einen Teller Suppe, wenn er ihr auf ihren Gängen hier und da geboten wurde.

Mutter Dubi war nun mein erster Patient, als ich, ein noch recht junger Arzt, in B. die Praxis übernahm. Mein Vorgänger war dort alt und grau geworden, wollte sich zur Ruhe geben, und beim Abschied sagte er mir: „Lieber junger College, wenn Sie einen Rath von mir annehmen wollen, so seien Sie sanft mit den Kindern und geduldig mit den alten Frauen; das sind zwei wichtige Verhaltensmaßregeln, die ich Ihnen geben kann. Das Kädeln der Kleinen gewinnst Ihnen die Herzen der Mütter, und wenn eine alte verdrießliche Frau lobend von Ihnen spricht, so trägt das mehr zu Ihrem Rufe bei, als alle Diplome der Welt.“

An der Haustür neben der Klingel ließ ich ein prachtvolles, neues Doktor-Schild anbringen. Ich prüfte meine Instrumente und — wartete auf den ersten Patienten. Meine Geduld sollte auch auf keine so lange Probe gestellt werden, denn gleich am ersten Abend gegen neun Uhr reißt es heftig an meiner Klingel. Eine erregte Stimme fragt hastig nach dem Arzt. „Gleich... ein Unfall bei Mutter Dubi... aber rasch... bitte, he sitb senf.“

Die Dämmerung hatte die Alte beim Sortiren ihrer Lumpen überascht. Sie hatte die Lampe angezündet und dann gierig in ihren Schätzen weitergewühlt. Die Ernte war an dem Tage gut gewesen, und vergnügt hatte das alte Weib wohl eine unvorsichtige Bewegung gemacht und dabei die Lampe umgestoßen. Das brennende Petroleum hatte ihre Röde ergriffen, und bei ihrem entsetzlichen Hilgeschrei waren die Nachbarn herbeigeeilt. Es war ihnen auch gelungen, das Feuer zu erlöchen, aber die Beine der Frau waren fast bis an die Kniee entsetzlich verbrannt.

Ich hatte schon viel im Leben gesehen, viele elende Räume, viel Betten ohne Laten und Fußböden fast ohne Dielen, aber so etwas wie bei Mutter Dubi, doch noch nicht... Doch genug davon.

Die Alte auf ihrem Lager litt entsetzliche Schmerzen. Drei Nachbarn hatten ein anderes Mittel vor und versuchte dabei unbedenkt von den Unwesenden den Strohhad zu berufen. Nicht etwa, um so stellen, nein, es waren anständige Frauen; aber sie hätten doch gern gewußt, ob wirklich das Geld im Strohhad versteckt sei!

Die Brandwunden waren sehr schwer, so schwer, wie sie überhaupt nur sein konnten... Ich will nicht auf die Einzelheiten eingehen. Zwei Monate hindurch ging ich jeden Morgen zu der armen Frau und verband die Wunden.

Die Ermahnungen meines Kollegen waren mir noch frisch im Gedächtniß, und die Kranke, welche ihre Leiden übrigens mit wirklichem Heroismus ertrug, war mit ihrem jungen Arzt zufrieden und sagte das Jedem, der es hören wollte. Ja, sie sagte so viel des Guten von mir, daß eine alte Verwandte, die gleich nach dem Unfall aufgetaucht war — kein Mensch wußte woher — fast eifersüchtig auf mich wurde, obgleich sie doch, wie sie erklärte, nur aus reinem Mitleid bei der Cousine Dubi blieb.

Ganz langsam gingen die Wunden an zu heilen, aber allmählich sanken die Geisteskräfte von Mutter Dubi. Sie begann Unsin zu sprechen, hielt ihre Cousine für ihre Mutter, verwechselte die Tage und Namen. Manchmal war sie sehr aufgeregte, glaubte Dinge zu hören, die unter ihrem Bett verhehrt waren, oder sah Menschen, die in den Ecken des Kellers herumkrochen. Dann rief sie um Hilfe und warf aus dem einzigen Auge einen unsagbaren Blick des Schreckens und der Angst auf mich. Wenn ich ihr dann gut zusprach, wurde sie wieder ruhig, und dankbar sah sie mich an.

„Wie gut Sie mit mir sind, zu einem alten Weib, wie ich es bin! Ah, das vergesse ich Ihnen nie, Herr Doktor, davon können Sie überzeugt sein!“

Bei solchen und ähnlichen Reden wurde die Verwandte immer sehr verbrießlich und sagte dann wohl: „Cousine, Ihr sprucht zu viel, das strengt Euch an.“

So waren neun Wochen vergangen, da mußte ich als Reserve-Offizier in's Mandier. Ein junger Arzt übernahm während der Zeit meine Vertretung, und am Tage meiner Abreise stellte ich ihn in aller Form bei meinen Patienten vor. Als wir zur Mutter Dubi hinabtraten, hatte sie gerade einen klaren Moment und sah ganz freundlich aus, soweit ein solches Gesicht überhaupt freundlich aussehen konnte. Der Anblick eines Fremden schien sie jedoch sehr zu erregen. Immerhin hörte sie meine kleine Rede aber ganz ruhig an, und dann, als ich fertig, da verzerrten sich ihre Züge mit einem Male, und sie schrie fast:

„So, also Du verbrannt mir die Beine, damit ich Dir verrotten soll, wo ich mein Geld habe! Die! Räuber! Da hast Du mein Geld!“ Und dabei fuhr sie wie ein Pfeil auf ihrem Lager in die Höhe und schlug mir, noch ehe wir überhaupt wußten, wie es möglich war, mit der Hand in's Gesicht...

Als ich vom Mandier zurückkam, war Mutter Dubi tobt und auf Gemeindegängen begraben. In ihrem Strohhad hatte man 6 Mark 35 Pfennig, sowie einen kleinen silbernen Lös-fel gefunden, den ihr Wirth mit Beschlag belegt hatte...

So, meine Herren, nun wissen Sie die Geschichte meines ersten Patienten, und was mir der Anfang meiner Praxis eingebracht hat.“

Zu hoch hinaus.

Stizze von Otto Schilling.

Eine kleine Tischlerwerkstatt in Berlin N. — draußen ein frostiger nach-durchsauerter Novemberabend, drinnen eine dicke, mit Holztaub durchfeste, bleischwäre Luft, überhört von dem eisernen Ofen in der Stubenecke, den ein brüllendes Spanfeuer mit dunkelrother Gluth überzogen hat.

Ein trübgeblir Lichtegel fließt von der blakenden Hängelampe herab, die an einem dünnen Eisendrast fast unmerklich in die Runde treift. Vor der Mitte der Hobelbank, gerade in dem Lichtegel, steht Meister Holzmann und bearbeitet mit dem Karnieschobel sorgfältig die Schmalsteife eines eingeklemmten Brettes. Er ist Meister, und zwar ein tüchtiger. Aber wie die Umstände im Handwerk einmal sind, ist er genöthigt, für ein renommirtes Möbelmagazin zu arbeiten. — Harte Zeiten!

Er ist ein Fünfziger, schmal, von bleigrauer Gesichtsfarbe. Auf der energisch vorklappenden Stirn pendelt eine graue Haarlode hin und her. Die Händelarme sind bis oben hin aufgetrempelt. Bei jedem Stoß des Hobels sieht man die nicht eben fräftige Muskulatur der Oberarme in Bewegung.

Nicht weit von ihm bemüht sich ein halbweiblicher Lehrbursche, die große Spannigke durch eine dicke Bohle zu führen. Von Zeit zu Zeit fährt er mit dem rechten Arm über die schweißperlende Stirn, aber er geht an den Ofen, um neue Spähne aus das zusammengewandte Holz zu werfen, das jedesmal laut aufkrüchelt, wie ein wildes Thier, das im Schlummer geföhrt wird.

Auf der anderen Seite, ganz an das Ende der Hobelbank gerückt, sßt ein junger Mann von etwa 22 Jahren. Der Sohn des Meisters. Die mächtige Stirn, das lange, feintnöckige Gesicht, der schweermüthige Zug in den Mundenden verrathen es. Der Jüngling hat den Kopf tief über einen großen Fohstanten gebeugt, in dem seine indernden Finger mit febriger Hast hin und her blättern. Auf der Wand vor ihm liegen noch andere Bände, große und kleine, in wirrem Aufeinander.

In seinen Augen, durch das enfsenre Lampenlicht überangegrenzt, flackern unruhigere Lichter. Auf den herbe-

springenden Beckenknochen lagert eine heftige Röthe. Max Holzmann stuhlet.

Er war von klein auf ein aufgeweckter Kopf, wie Meister Holzmann zu sagen pflegte. Die früh verstorbene Mutter konnte das kluge Kind nur mit einer Art von ehrsüchtiger Scheu betrachten. Es wäre jammerschade, sagten die Nachbarn, wenn er es nicht weiter bringen sollte als sein Vater. Aus Max mühte sich etwas machen lassen, sagten die Lehrer. Kurz, Max war von der Natur nicht dazu bestimmt, das trockene Brod des Handwerks zu essen. Er mußte studiren — Oberlehrer, Prätor, Arzt, gar wohl Regierungsrath — oder... na, die Zeit würde es ja ausweisen. Jedensfalls ging der Sohn einer glänzenden Zukunft und der Vater einem gesicherten Lebensabend entgegen. Das stand unbedingt fest.

Max wurde auf das Gymnasium geschickt. Er war ein Musterhüler. Immer eifrig, immer fleißig, immer bescheiden, immer unter den ersten seiner Klasse, nicht selten Primus. Unaufhaltlich schritt er von Klasse zu Klasse fort. Geit und Charakter entwickelte sich in ihm auf's Schönste. Wenn nur auch sein Körper sich in gleichem Maße geträftigt hätte! Aber da fehlte es.

„Ach was!“ sagte Meister Holzmann, wenn man ihn auf die langaufgeschossene, schmalbrüstige Gestalt seines Lieblings aufmerksam machte. „Er ist wie ich. Just so war ich auch in seinem Alter. Und ich bin doch kergefund.“ Dabei rechte er die Arme mit einem träftigen Stöße in die Luft.

Freilich, um das hohe Schulgeld, die theueren Bücher und die bessere Kleidung zu beschaffen, mußte man sich an allen Ecken und Enden einschränken, denn Wohnung und Lebensunterhalt sind theuer in einer Weltstadt, und der Verdienst knapp. Der Alte war sogar genöthigt, sich den langgewohnten Nebenjobschen allmählich zu entziehen. Es wurde ihm nicht leicht, dem Genusse und der Erholung im Bekanntenkreise zu entsagen. Aber was halb's? Und schließlich, man konnte ja alles später wieder nachholen, wenn Max... Bei diesem Gedanken strahlte eine stolze Heiterkeit auf den Zügen des einsamen Mannes.

Nunmehr hatte Max die erste Etappe auf seiner Laufbahn zurückgelegt. Er hatte das Abiturienten-Examen mit Auszeichnung bestanden. Gleich darauf ließ er sich in der philosophischen Fakultät der Universität einschreiben. Der Alte hätte lieber gesehen, wenn er Jurist geworden wäre. Da standen ihm ja alle Thüren auf, sogar zu einem Ministerzimmer. Allein Max hatte seit Langem einen unüberwindlichen Drang zum Studium des klassischen Alterthums in sich geföhrt. Der Mittelwelt mit all ihren Zerkürungen und Oberflächlichkeit entriekt, hatte er sich mit Leidenschaft in die Tiefe der antiken Welt verankert. Mit wachrer Zbrunst lehnte er die Stunde herbei, wo er zum ersten Male vor einer Klasse hochgestimmter Schüler die Schönheiten Homers entfallen konnte. Diesem Ziele strebte er nach mit aller Energie, deren sein schwächlicher Körper fähig war.

Ein kurzer, trockener Husten mischte sich in das Getreisch des Hobels und das Gefurze der Säge. Meister Holzmann sah nach links hinüber.

„Du hast Dich wieder erkältet, Max“, sagte er. „Habe ich Dir nicht gesagt, Du sollst den biden Leberzieher anziehen? Aber so seid Ihr Jungens!“

In diesem Augenblicke hörte man draußen auf dem Fluß das Stapfen von Füßtritten.

„Der alte Winter“, sagte der Lehrjunge aufhorchend.

„Der alte Reibhammel!“ brumnte der Meister mischvergnügt.

Die Thür ging auf, und herein trat ein kleines, verschrumptes Männchen, mit tablem Schädel und graugestüpftem Runzelgesicht. Der Alte schüttelte sich wie ein Pudel, der aus dem Regenwetter in eine warme Stube kommt.

„Hundwetter!“ sagte er, indem er ohne weitere Umstände auf einem Holzstuhl neben dem Ofen Platz nahm.

„Was haben Sie zu Max gesagt, Winter?“ fragte der Tischler, indem er mit gemachter Gleichgültigkeit die Späne aus der Hobelöffnung blies.

„Wieso?“ fragte der Alte oberflächlich.

„Er hat ja doch das Abiturium bestanden.“

„Hm!“

„Mit Auszeichnung. Er ist auch schon auf der Universität immatra —“

„Immatrikulirt“, ergänzte Max.

„Was soll er denn werden?“

„Was er werden soll? Na, vora erste Oberlehrer und Professor, dann natürlich Direktor, und dann kommt ja wohl der Sckulrath, und wenn's dann so weit ist...“

„Hm! Hm!“

„Hm! Zu hoch hinaus!“ murmelte der Alte zwischen den zahnlösen Kiefern.

„Wie meinten Sie, Winter?“ sagte Holzmann mit Beziehung.

weise, wie zu sich selbst. „Dumme Rebensart. Wir leben in anderen Zeiten. Heutzutage geht Jeder so hoch hinaus, wie er will und kann. Mein Junge sollte das ganze Leben lang an der Hobelbank stehen? Soldat ein aufgeweckter Kopf? Profit Mahlzeit! Der soll höher hinaus! Der kann gar nicht hoch genug hinaus!“

„Beruhige Dich doch, Vater“, sagte Max, dem eine jähe Blutwelle in den Kopf gestiegen war. „Nitel meint es ja nicht so.“

„Hm! Hm!“ hüstelte das Männchen. — Man schwieg. Nach einiger Zeit stand der alte Mann auf, schlug die weiten Mantelfalten sorgsam um seine dürren Glieder und verabschiedete sich kurz.

„Zu hoch hinaus! Viel zu hoch hinaus!“ murmelte er auf der Treppe kopfschüttelnd.

„Alter Reibhammel!“ sagte der Meister zornig. Der Hobel fuhr mit einem lauten Aufschrei über das Holz zwischen den Schraubfläden. Die Wand zitterte, sodah Max betroffen nach seinem Vater hinüber sah.

Seit diesem Tage arbeitete Max mit verdoppelterm Eifer. Es war, als ob er eine feindliche Kraft zu überwinden hatte, die sich zwischen ihn und sein Ziel gebracht hatte. — Ja, sein Ziel! Wenn er es nur erst erreicht hätte! Wenn er nur erst hoch oben wäre! Wenn doch endlich die Stunde erwäke, wo er vor seinen Schülern stehen und all seine Erkenntniß, all sein Empfinden aus der eigenen Brust in die Herzen der ihm anvertrauten Jugend überströmen lassen könnte! — Vor dem schwierigen Examen hatte er nicht die mindeste Furcht. Er sehte es heran wie einen Feind, mit dem er sich im Ringkämpfe messen wollte. Er war des Sieges sicher.

Endlich hatte er das Ziel erreicht. Die Staatsexamina waren bestanden. Die Examinatoren hatten den Kandidaten zu dem ungewöhntlich glänzenden Erfolge beglückwünscht. Er war oben! Hoch oben!

Einige Zeit darauf stand er als Probekandidat vor der Prima des Gymnasiums, dessen Schüler er einst gewesen war. Er betrat den erkrankten Ordinarius der Klasse. Er hielt einen Vortrag über den Genius Homer's, seines Lieblingsängers. Mit begeisterten Worten entrollte er vor der staunenden Zuhörerschaft das Bild der ur-alten Griechenland, mit ihren Göttern, ihren Heroen, ihren Kämpfen, ihren Spielen, ihren Tempeln, ihren Altären. Und darüber der ewig azurne Griechenhimmel!

Dabei leuchteten seine tiefstehenden Augen in einem unheimlichen Feuer, das aus der Tiefe seiner Seele wie aus einem Krater hervorbrechen schien. Seine Wangen strahlten in verzehrender Gluth. Jedes Glied seines Körpers war in fiebernder Spannung. Seine Zuhörer waren wie bezauert. Unbewandt bingten ihre Augen an den Lippen des jungen Mannes, der wie ein Priester der Wahrheit und der Schönheit vor ihnen stand. — So hatte der trodene Ordinarius nie gesprochen.

Als Max in die raube Winterluft hinaustrat, krampte plötzlich ein unfähiges Gefühl der Angst und der Erschöpfung zugleich seine Brust zusammen. Sein Athem stockte. Es war ihm, als ob er ersticken mühte. Sein Herz schlug so schnell und so laut, daß er glaubte, die Vorübergehenden könnten es hören. So eilte er nach Hause.

Er trat in die Werkstätt. Da stand Meister Holzmann, mit offenem Armen, Vaterglüd und Vaterstolz auf den Zügen. Max wollte in seine Arme stürzen. Auf halbem Wege hielt er inne, wie vom Schlage getroffen. Ein Seufzer entrang sich seiner Brust, lang und tief. Sein Mund öffnete sich. Eine dunkle Blutwelle brach hervor. Der Jüngling brach zusammen, dicht an der Hobelbank, gerade an der Stelle, wo er so oft gefessen hatte.

In der folgenden Nacht sah der Vater in summer Verzweiflung am Bette des Sohnes. Das Gesicht des Kranken war wachschleich. Seine Lippen schmal und bläulich. Seine Augen waren geschlossen. Aber er schließ nicht. Sein Mund flüsterte unhörbar. Seine Phantasie luftwankele in den fernem Gefilden des homerischen Alterthums.

Plötzlich öffnete er die Augen. Ein überirdischer Glanz erhellte sie.

„Vater!“ sagte er leise.

„W! Nicht reden, mein lieber Sohn!“ flammelte der Alte. „Alles ist gut!“

„Alles ist — gut!“ wiederholte der Kranke. „Alles — gut. — Weist Du — Vater — der alte Winter — hatte ja recht — zu hoch hinaus! — Zu hoch hinaus! — Aber es war — doch — schön — so hoch da oben!“

Sein Mund schloß sich. Sein Körper streckte sich. Seine Seele war — hoch oben!

Im Dusein.

Legmann (im Morgenrauten stark angeheitert nach Hause kommend und seine Frau im Bett liegend sehend): „Ja liebe, wenn mir recht is, habe id die schon irjenbwo mal jesehen.“

Ja — Ruhe!

Herr: „Fräulein, wie alt ist denn der Kuchschon?“

Kellnerin: „Bitte, der ist ganz frisch.“